

WALTHER ZIMMERLI: 1. Mose 12–25: Abraham: Zürcher Bibel-Kommentare AT 1.2. Theologischer Verlag Zürich. Zürich 1976. 156 Seiten.

Mit dieser Auslegung der Abraham-Geschichte wird die 1943 erstmals herausgegebene Auslegung der »Urgeschichte« Gen 1–11 (3. Aufl. 1967) fortgeführt. Seine Absicht, die ihn bei der Auslegung von Gen 12–25 geleitet hat, charakterisiert der Verfasser dabei so: »Durch das Menschenwort hindurch, in dem auch das Erzählen von Abraham auf uns gekommen ist, möchte das über allen Wandel der Zeit und menschlicher Erkenntnis hinweg gültige Zeugnis vom Handeln des Herrn aller Geschichte – »Gott des Himmels und der Erde« nennt ihn 1. Mose 24, 3 – zu Gehör gebracht werden. Aller fundamentalistischen Vergesetzlichung des Bibelbuchstabens möchte dabei ganz ebenso abgesagt sein wie der Auflösung des biblischen Redens in blosse Existenzkunde, die von einem »extra nos«, dem echten Gegenüber des uns anredenden Gottes nicht mehr zu reden wagt. In beiden Fällen wäre das »wahrer Gott, wahrer Mensch«, das christlicher Glaube von seinem Herrn zu bekennen wagt, verraten« (S. 7).

Nach einer knappen Einleitung, die die Bedeutung der Gestalt Abrahams für den Glauben des atl. wie des ntl. Gottesvolkes hervorhebt, die nach der Verankerung Abrahams im Kontext der Geschichte des Vorderen Orients fragt sowie das dreifache Zeugnis der priesterschriftlichen, jahwistischen und elohistischen Geschichtsdarstellung charakterisiert, folgt eine abschnittsweise vorgehende Auslegung der Abrahamgeschichte Gen 12–25. Ein Nachwort lässt noch einmal die Grundlinien der Auslegung hervortreten. – Der allgemein verständliche Kommentar bietet eine ausgezeichnete Hilfe zum Verstehen der Abrahamgeschichte, so dass man ihm eine grosse Leserschär wünschen darf.

Peter Weimar, Münster

FREDERICK P. BARGEBUHR: Salomo Ibn Gabirol. Ostwestliches Dichtertum. Karl Wolfskehl und Franz Rosenzweig zu Dank und Gedächtnis. Wiesbaden 1976. Verlag Otto Harrassowitz. 199 Seiten.

Frederick P. Bargebuhr, gebürtiger Hamburger des Jahrgangs 1904, fragte als Dreiundzwanzigjähriger – also 1927 – den schon schwer erkrankten Philosophen und Bibelübersetzer Franz Rosenzweig, ob es im hebräischen Bereich einen Dichter gäbe, der etwa Stefan George oder Hölderlin ähnlich gewesen sei. Mit tiefer Einsicht habe Rosenzweig ihm Ibn Gabirol genannt. Wie weit allerdings, schreibt Bargebuhr, Rosenzweig in die tatsächliche Übereinstimmung eingedrungen sei, die sich nicht zuletzt auch beim grundlegenden Verhältnis – und Nichtverhältnis – zur Frau herausstellt, »wusste ich freilich gern«. Aber jedenfalls hat nun Bargebuhr selber – wie Ibn Gabirol ein der Heimat Beraubter und Umhergetriebener – einem vollen halben Jahrhundert böser Not und harter Bedrängnis das hier vorgelegte Meisterwerk abgerungen, das den spanischen Juden des 11. Jahrhunderts den Dichtern – und Denkern – an die Seite stellt, die Hölderlin und George gewesen sind: auf der Schwelle und beim Ausklang des 19. Jahrhunderts. Nur Heine hatte die geschichtliche Bedeutung Ibn Gabirols bereits einmal vergewärtigt, als seine »Hebräischen Melodien« diesen »treuen, gottgeweihten Minnesänger« heraufbeschworen, »diese fromme Nachtigall, deren Rose Gott gewesen«:

Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gotisch
Mittelalterlichen Nacht:
Unerschrocken, unbekümmert

Ob den Fratzen und Gespenstern,
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,
Die gespuht in jener Nacht . . .

Was später – später und in unmittelbarem Anschluss an den von ihnen bald verdrängten Ursprung des abendländischen Aufbruchs zur Geistesfreiheit – von den französischen Troubadouren und deutschen Minnesängern bis zur italienischen Renaissance an neuem und schliesslich neuzeitlichem Humanismus aus der gotisch-mittelalterlichen Nacht heraus ans Licht getreten ist, beginnt in der goldenen Stunde arabisch-jüdischer Hochblüte auf dem Boden Spaniens. »Ein schlummerndes Potential« erscheine hier für einen »kurzen Kairos: den befreitesten ciceronianischen Augenblick des Hochmittelalters«. Auf der einen Seite hatte die Verwüstung von Cordoba durch die Berber, die bei ihrem Einzug am 3. Mai 1013 über zwanzigtausend Menschen ermordeten, eine Selbstzerstörung eingeleitet, die mit derjenigen verglichen werden kann, die der Erste Weltkrieg ebenfalls eingeleitet hat. Auf der anderen Seite konnte Ibn Gabirol, dessen Familie nach Malaga geflohen war, auch wieder nach Spanien zurückkehren, wo sich zwischen der Erhebung Samuel ha-Nagids zum Wesir im Jahr 1025 und dem Jahr 1066, als sein Sohn und Nachfolger Joseph erschlagen wurde, die arabisch-jüdische Zusammenarbeit nun erst wirklich vollendet. Ihr architektonisches Zeugnis bleibt die nach jüdischen Plänen mit dem Blick auf den salomonischen Palast- und Tempelbau errichtete Alhambra: wegen dieses schon seit Jahren von Bargebuhr aufgrund von Gabirols Gedicht »Schloss, Gärten und Löwenbrunnen des Gönners« unzweideutig nachgewiesenen Ursprungs dem arabischen Stolz heute ein Ärgernis und der spanischen Diplomatie eine Verlegenheit. Auch als Beispiel der Übersetzungskunst Bargebuhrs hier fünf der vierundvierzig Zweizeiler des Alhambra-Gedichts:

Im Anschau solcher Pracht sank hin der Schmerz mir,
der Schwermut-Kranke fühlt ein sanft Beschwichten.

Beschwingt, als trügen Adler ihn, entschwebt fast
der Leib auf Fittichen, auf federsachten.

Ein »Meer«, nicht Rinder freilich bürdend, gleich doch
dem Guss-Meer Salomos, dem Erz-gemachten;

Gereiht um seinen Rand stehn Löwen, die uns
entbrannt in Beutelust zu brüllen deuchten;

Hervor, im Strome, bricht durch ihre Mäuler
der Quell aus ihren Hohlleibs Innenschächten . . .

Ibn Gabirol, auf hebräisch wohl ein Gabriel, war zunächst der Dichter frommer Gesänge, die in die Liturgie der Synagoge Aufnahme fanden. Ihr unvergleichlicher Gipfel, die »Königskrone«, sind die achthundertfünfzig Zeilen einer Reimprosa, die viele Jahrhunderte lang das Gebet der Nacht vor dem Versöhnungstag gewesen sind. Und gleichzeitig bezeugen die – ebenfalls hebräischen! – Gedichte auf den Wein, die Natur, grosszügige Gönner, hassenswerte Feinde oder die Liebe sowie eigene Krankheit (bis hin zur ebenso peinlich genauen wie dichterisch verklärten Beschreibung eines Hautausschlags) aufgeklärteste Weltlichkeit, die ihrerseits – und jetzt arabisch! – auf der »Lebensquelle« beruht, die Psalm 36, 10 rühmt: »Bei dir ist die Quelle des Lebens!« Weltlich ist aber auch sie, diese »Fons vitae«, die von der Scholastik für ein Werk des Muslim Avicbron gehalten wurde, bis Salomon Munk sie mit Hilfe von Resten ihrer Übertragung ins Hebräische als ein Werk Gabirols nachwies: kühnster Neuplatonismus ohne jeden Rückgriff auf das biblische Zitat. Ibn Gabirol – wie der von ihm »tief beeinflusste Meister Eckhart« – fühlt sich als Weltgeist und die ihn umfassende Sphäre, das heisst »implicite (ohne es

ausdrücklich betonen zu müssen) Ebenbild Gottes«. Auch Gabirols »Lehre von der Urmaterie, die der Sitz des All-Sehnens ist, das eigentliche schöpferische Prinzip in aller Kreatur, bewahrt vor dem Dualismus von zwei Mächten, Gut und Böse«. Ist ja alles ein Geheimnis-Ein, heisst es in der »Königskrone«. Ein Glaubender erhebt sich hier zu einem Wissen, dessen Philosophie zur liebenden Heimkehr der Heimnahme zu Gott hinführt als zu Umkehr, Läuterung, Vergeistigung.

Bargebuhr begnügt sich aber und muss sich hier mit der Erschliessung der bisher kaum jemals und noch niemals dermassen schlüssig erfassten Persönlichkeit Gabirols begnügen und mit der Erklärung und Eindeutschung seines von der Neuzeit zu Unrecht vergessenen Dichtertums. Was dabei – auf fast achthundert Seiten im Lexikonformat, die (leider) über zweihundertfünfzig Franken kosten – gelingt, ist kongenial Vergegenwärtigung des Zeitalters Ibn Gabirols als noch immer oder gerade heute wieder beispielhaft hoher Stunde arabisch-jüdischen Einklangs und einmaliger Schöpfungen, von denen – bewusst oder unbewusst – alle seitherige Bildung zehrt. Darstellungen, Übersetzungen, Kommentare, Exkurse und nicht zuletzt geistreiche »Arabesken«, die zunächst verblüffen, aber bald so notwendig vorkommen, wie sie es für Bargebuhr sind, bieten hier das Vermächtnis von Goethes Westöstlichem Diwan aus der umgekehrten Richtung heraus: nämlich ostwestlich. Ein noch immer lebendiger und von Grund auf jüdischer Beitrag zur Menschheitskultur wird sichtbar und erfassbar, auf dem alles mitberuht, was seit einem Jahrtausend der Okzident ist: dank des Orients! Mag der durchschnittliche Leser sich diesen Band auch nicht anschaffen können, von den Bibliotheken darf er es verlangen. Das deutsche Sprachgebiet ist um einen Klassiker reicher geworden.

Hermann Levin Goldschmidt, Zürich

DONALD L. BERRY: Buber View of Jesus as Brother, *Journal of Ecumenical Studies* 14 (1977) 203–218.

Im Zusammenhang mit den Hundertjahrfeiern zu Ehren Martin Bubers verdient der vorliegende Artikel Beachtung. Der Verfasser untersucht Bubers Jesus-Deutung. Er kommt zu folgendem Ergebnis: Nach Buber ist Jesus keine Inkarnation der Gottheit, sondern eine in seiner Gottesbeziehung erfüllte menschliche Person. Als Person des Glaubens (im Sinne der Buberschen Emuna) ist Jesus wohl ein Vermittler des Glaubens, aber kein Objekt des Glaubens. Er ist schliesslich eine messianische Gestalt, nicht der Messias.

Dieses Ergebnis wird primär- und sekundärliterarisch solide gestützt. Nach Ansicht des Rezensenten würde die von Buber vorgenommene zweifache messianische Charakterisierung Jesu – als erfüllender König und als jesajanischer Gottesknecht – eine noch eingehendere Behandlung verdienen. Ferner darf man nicht vergessen, dass Buber *nur* Jesus, keine andere Gestalt der jüdischen Geschichte messianisch tituliert. Mag diese Einstufung christlich ungenügend sein – sie war ein gewaltiges und kühnes Bekenntnis Bubers. Dem Verfasser ist zu danken, dass er all dies andeutet. Man möchte wünschen, dass er sich zu diesem Thema noch ausführlicher zu Wort meldet.

Clemens Thoma

LIONEL BLUE: Wie kommt ein Jude in den Himmel? Der jüdische Weg zu Gott. Mit einem Nachwort von Heinrich Spaemann. München 1975. Kösel-Verlag. 127 Seiten.

Rabbiner Blue gehört dem englischen liberalen Judentum an, also der gemässigt reformierten Richtung (die dort

jedoch den Namen »Reform« trägt, während die durchgreifendere Theologie und Praxis dort »Liberal« heisst). Er ist Dozent für jüdische Theologie am Londoner Leo Baeck College, dem liberalen Seminar für Religionslehrer und Rabbiner, Mitautor des neuen Gebetbuches seiner Richtung und Gründer der »Ständigen Konferenz von Juden, Christen und Muslimen« in England und Deutschland. Er wurde gebeten, ein Buch über »Spiritualität« der Juden zu schreiben. Dieses Thema ist in den letzten Jahren von grossem Interesse bei verschiedenen Religionsgemeinschaften. Wie er betont, muss man jedoch Judentum anders, pragmatischer angehen, vom ganzen jüdisch durchdrungenen materiellen Leben gewöhnlicher Cohns und Levys, die keine Heiligen sind. Aber auch die Rabbiner sind keine weltabgewandten, »vergeistigten« Gottesmänner, die sich einer eremitischen Geistigkeit verschreiben. Im Vorwort betont Blue: »Ich dachte an meine Freunde und Kollegen. Im Geiste zog ich ihnen Lendenschürzen (gemeint ist: Schurze) und Soutanen an und stellte mir ihre Gesichter dem Unendlichen zugewandt vor. Es passte nicht.«

Blues liebevolle, einfühlsame Darstellung jüdischen Lebens ist eine heilsame Medizin für eine oft allzu abstrakte oder idealisierende Darstellung des Judentums, mit Vorstellungen eines getragenen sakral sich anbietenden Lebens, sowie der völlig unangemessenen Auffassung, dass Juden immer klug seien. Blue nimmt dem Leser die wohl oft versteckte Angst vor den »klugen Juden«, angeblich begabtere Leute als andere. Da stellt sich eine Religion der schlichten Leute dar, die ganz durchdrungen sind von ihrem Jüdissein und es kaum in Worte fassen können. Der Jude »nimmt die Geschichte des jüdischen Volkes in seine Verdauung und in sein Gedächtnis auf, sie ist keine Theologie, sondern eine Erfahrung, die ihn an eine lange Vergangenheit bindet. . . . In der Synagoge sucht er Gott mit seinem Verstand zu erkennen, aber in der Intimität seines Heims gesellt Gott sich zu seiner Familie, und mühelos erfüllt Seine Gegenwart den Raum, so natürlich wie der Geruch und Geschmack der religiösen Symbole« (S. 47).

Freilich ist Judentum mehr als ein unbewusstes Geniessein der Gegenwart Gottes: »Jahrhundertlang hat sich die Religion der Pharisäer . . . nach innen an die jüdische Welt gerichtet. So konnte die Aussenwelt nicht ignorieren, weil es die von Gott für sie gewählte Umgebung ist. Wenn ihre Interessen materialistisch sind, dann darum, weil die Materie nicht irgendein Abfallprodukt, sondern Gottes Schöpfung ist, die ihre eigene Würde besitzt« (S. 110). »Aber die anderen Welten sind da. Das zu wissen ist grundlegend für alles jüdische Verständnis, wie es grundlegend ist für alle jüdische Praxis, sich nicht davon überwältigen zu lassen. Es ist in der Tat die Aufgabe des Judentums, Knoten zu knüpfen, um die eine Wirklichkeit mit der anderen, jenseitigen, zu verbinden, um die Küchentöpfe und Pfannen zu Toren des ewigen Lebens zu machen. . . . Das Fleisch im Schlachterladen und die Kleider, die wir tragen, offenbaren Gott ebenso gut wie Moral und Poesie. Er ist in ungeschickten, schwerfälligen und hässlichen Dingen ebenso gegenwärtig, wie Er es in den offensichtlich schöneren Dingen und hochfliegenden Gedanken ist. Sein Wesen findet sich in den Gesetzen über das Martyrium und in den Vorschriften für die Fälle, in denen Zorn zulässig ist« (S. 111).

Eine solche Darstellung macht sicher Nichtjuden Mut, sich diesem nahe verwandten und doch mit Scheu betrachteten Gebiet zu nähern. Dazu trägt auch Blues sehr jüdische Selbstkritik bei. So betont er in einem besonderen Vorwort zur deutschen Ausgabe als eine dringende Aufgabe